

PATRICIA
SHAW

Der Traum
der Schlange

Die große Australiensaga

Aus dem Englischen von
Susanne Goga-Klinkenberg

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel
»Fires of Fortune« bei Headline Publishing, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach
ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Der Traum der Schlange« an: frauen@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2014

Knaur Taschenbuch

Copyright © 1995 Patricia Shaw

Copyright © 1996 der deutschsprachigen Ausgabe bei Schneekluth

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Susan Fox/Trevillion Images;

FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51628-7

2 4 5 3 1

Für
Evangeline Holly Shaw
Lynne und Garry
Desiree Shaw

Erstes Kapitel

Ben sah sich im Geiste als Seefahrer, als stolzen und furchtlosen Kapitän, der sein Schiff den Fluss hinunter in die Moreton Bay und dann mit vom Wind geblähten Segeln hinaus aufs blaue Meer führte. Bei Wind und Wetter hinter dem Steuer, ein tapferer Kapitän, der die Bewunderung seiner treuen Mannschaft genoss.

Er trug einen spitzen Hut und eine elegante Jacke mit Messingknöpfen, genau wie Großvater Beckman auf dem Porträt, das über dem Kaminsims hing. Der arme Captain Beckman! In einer dunklen, stürmischen Nacht war er samt seinem Schiff vor dem Great Barrier Reef untergegangen. Ben sah ihn vor sich auf der Brücke – aufrecht und stark rief er inmitten des tobenden Sturms seinen Männern zu, sie sollten sich retten. Er selbst jedoch weigerte sich, seine Ehre zu verlieren, indem er das Schiff preisgab. Dieser Teil der Geschichte, die Oma Beckman ihm so oft erzählt hatte, gefiel Ben am besten. Es war ein schönes Gefühl, wenn man einen Helden in der Familie hatte.

Ben kroch bis an den Rand der staubigen, orangefarbenen Klippe und ließ sich auf einen Vorsprung fallen. Kangaroo Point war sein liebster Ausguck. Von hier aus konnte er die ganze Stadt Brisbane und die geschäftigen Docks überblicken. Für ihn war es der aufregendste Anblick der Welt. Kein Schiff konnte passieren, ohne dass Ben es bemerkte. Na ja ... einige wenige vielleicht. Er ärgerte sich immer, wenn er eins verpasste, weil er im Haus oder auf dem Hof arbeiten oder eine von Omas

endlosen Lektionen ertragen musste. Diese Lektionen! Sie ließ einfach nicht locker. Wenn er sich beschwerte, drohte seine Mutter damit, ihn zur Schule zu schicken, dann könne er überhaupt keine Schiffe mehr beobachten.

Bei diesem Gedanken huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Unten quälte sich gerade die *Louisa Jane*, ein alter, nicht weiter interessanter Raddampfer, stromaufwärts. Sie beförderte Ladung und Passagiere zwischen Brisbane und den Niederlassungen an der Südküste hin und her – wie langweilig für einen Kapitän! Ben ließ sie einfach vorüberziehen. Manchmal nahm er fremde Schiffe mit einer Tonröhre, die ihm als Kanone diente, ins Visier und jagte sie in die Luft, weil sie es gewagt hatten, ohne Erlaubnis sein Fort zu passieren. Schließlich verkörperte er die Marine von Queensland, den Hafenmeister und den misstrauischen Zollbeamten in einer Person.

Ihn zur Schule zu schicken! Ein guter Witz. Ben wusste ebenso gut wie seine Mutter, dass er weder hier noch sonst irgendwo zur Schule gehen konnte. Das hatten ihm die Kinder auf den Docks erzählt. Doch er tat immer, als habe er Angst vor dieser Strafe, um seiner Mutter eine Freude zu machen. Er liebte sie. Sie war eine hochgewachsene, gutaussehende Frau, doch Ben holte sie langsam ein. Sie und Oma legten oft ein Lineal auf seinen Kopf und markierten seine Fortschritte mit einem Einschnitt an der Holzwand. Großmutter, Oma Beckman, warf seiner Mutter vor, sie würde ihn verwöhnen, aber sie kam ihm immer zu Hilfe, wenn Mutter einmal ernsthaft böse war und härtere Maßnahmen androhte. Sie erfand Entschuldigungen für Ben, so dass der lederne Schleifriemen in der Wäschekammer blieb, wo er seit den Tagen des Kapitäns hing.

Wenn der Fährmann einen guten Tag hatte, erwischte Ben schon einmal eine Freifahrt mit der Fähre und wanderte durch die Docks. Besonders interessant war es, wenn große Schiffe im

Hafen lagen und er den ganzen Wirbel des Be- und Entladens, die fremden Stimmen der Passagiere auf den Decks, deren Neugier bei der Ankunft und die tränenreichen Szenen beim Ablegen miterleben durfte. Sie riefen ihren Freunden und Familien einen letzten Gruß zu, während das Schiff sich immer weiter vom Ufer entfernte. Ben verstand nicht, weshalb sie weinten. Er war fest entschlossen, mit Mum und Oma, seinen beiden Damen, eines Tages auf einem eigenen Schiff um die Welt zu fahren. Sie würden sogar den Pazifik überqueren, bis zur Nordostküste Südamerikas, wo große Schätze verborgen lagen. Er hatte einmal davon geträumt, in einer Höhle einen sagenhaften Schatz zu finden. Dieser Traum war so wundervoll gewesen, dass er sich bemühte, ihn nicht zu vergessen, obwohl er ihm nun doch allmählich entglitt.

Weit unter ihm kehrten Fischerboote zurück, von kreischenden Möwen begleitet. Ben winkte den Männern an Bord zu, die mit geschickten Händen ihren Fang für den Markt vorbereiteten. Sie winkten freundlich zurück und entgingen damit einer Ladung aus seiner Kanone. Wenn er erst Piratenkapitän mit einem eigenen Schiff war, das übrigens *Black Swan* heißen sollte, nach den Schwänen, die wie kleine, würdevolle Galeonen über den Fluss segelten, würde Ben die Fischer beschützen.

Wenn er zu lange auf den Docks blieb, bekam er Schwierigkeiten. Die Fähren waren dann überfüllt, so dass er den langen Fußmarsch bis zur Victoria Bridge in Kauf nehmen musste. Wenn er sie überquert hatte, musste er etliche Meilen durch die feuchten, furchteinflößenden Straßen von South Brisbane laufen und hinauf bis zum Point. Schon oft hatten betrunkene Männer nach ihm geschnappt, wenn er an den Kneipen und Bordellen vorbeirannte.

»Wohin so schnell, Kleiner?«

»Hübscher Junge. Bleib doch mal stehen.«

»Komm, ich spendiere dir einen Rum.«

So beängstigend das auch sein mochte, war es doch nichts im Vergleich zu Diamonds Zorn, wenn er zu spät nach Hause kam. Diamond, seine Mum, machte sich solche Sorgen, dass sie bei seinem Anblick schon in heller Panik war und ihm eine Ohrfeige versetzte, die sich gewaschen hatte! Sie mochte es nicht, wenn er sich bei den Docks herumtrieb, es sei kein Ort für Kinder. Außerdem hatte Ben den Fehler begangen, ihr zu erzählen, dass er im Gegensatz zu den anderen Kindern niemals stahl oder sich auf die Schiffe schlich; dadurch wurde ihre Wut nur noch größer.

Sie schrie ihn an. »Du bleibst gefälligst von diesen Docks weg, verstanden? Bleib auf deiner Seite des Flusses! Das sind schlechte Menschen da drüben.«

Ben hatte sich trotzig an Oma gewandt. »Der Kapitän ist doch auch zur See gefahren! Warum sollte ich vor Seeleuten Angst haben?«

In diesem Punkt teilte Oma jedoch Diamonds Meinung. »Der Kapitän war ein gottesfürchtiger Mann. Du weißt nicht, wie diese Leute sind.«

»Ich möchte es aber wissen. Hier ist es so langweilig. Es gibt nichts zu tun.«

Noch ein Fehler. Diamond hatte keine Mühe, neue Aufgaben für ihn zu finden. Trotzdem gelang ihm immer wieder die eine oder andere Fahrt über den schäumenden Fluss hinüber zu seinen Freunden, den schwächigen Burschen und den Mädchen, denen Wildheit aus den Augen sprühte, zu machen. Die meisten von ihnen hatten kein richtiges Zuhause und fanden stattdessen Unterschlupf in den großen Wollschuppen, unter den Lagerhäusern oder in den Verschlägen hinter den Geschäften auf der anderen Straßenseite. Sie trieben sich nur zu einem Zweck auf den Docks herum: um ein paar Pennys zum Überle-

ben zu verdienen. Ben fand ihre Gesellschaft aufregend. Diese Kinder trugen Lumpen und lachten über seine sauberen Hemden, die Kniehosen und langen Strümpfe, doch sie akzeptierten ihn. Er war keine Petze, obwohl er genau bemerkte, was sie taten: Sie klauten, hatten flüchtige Zusammenkünfte mit Männern hinter den Schuppen, hantierten geschickt mit Schnapskisten, verwirrten damit die Zollbeamten, und das alles für ein paar Pennys. Nebenher betätigten sie sich als Taschendiebe, während sie sich lautlos zwischen die aufgeregten Neuankömmlinge von den Schiffen mischten.

Ben sah das alles und staunte über ihre Kühnheit, doch die ausgemergelten Gesichter der Kinder verrieten, dass sie diesen Broterwerb bitter nötig hatten. Omas Vorratskammer war bestens ausgestattet, und sie erwartete, dass sich der Junge selbst bediente, wann immer er zwischen den Mahlzeiten Hunger verspürte. Also stopfte er sich die Taschen voll mit Essen und brachte es seinen Freunden mit.

Sein bester Freund hieß Willy Sloane, war so alt wie er und Anführer einer Bande. Sein Versteck sei rattenfrei, verkündete er stolz, und liege irgendwo unter dem Dach eines Hauses. Er wusste, dass Ben auf der anderen Seite des Flusses lebte, doch wie die übrigen Kinder stellte er nie irgendwelche Fragen. Dazu waren sie alle viel zu beschäftigt.

Wenn die Polizei wieder einmal verrückt spielte, brachte Willy Ben nach unten in den Park in Sicherheit. Dort ließen sie sich ein Weilchen nieder.

»Aber ich habe doch nichts getan«, beschwerte sich Ben dann immer.

»Meinst du, das interessiert sie, Kumpel? Mach dich rar, oder sie schnappen dich mit den anderen.«

Ben dachte oft daran, Willy zu seinem ersten Maat zu ernennen, wenn er erst das Schiff besaß. Noch nie war ihm ein schlauerer

Kerl begegnet als er. Gern hätte er ihn zu sich nach Hause eingeladen, doch sie bekamen selten Besuch, und ein ruheloser, nervöser Junge wie Willy hätte sich wahrscheinlich zu Tode gelangweilt.

Die Nachbarn nebenan hatten andauernd Besuch, aber sie bewohnten auch ein großes Haus. Oma nannte es »ein Anwesen«. Ben empfand jedoch keinen Neid. Von den Klippen aus betrachtete er sein eigenes Zuhause, ein hübsches, weißes Holzhaus, das nicht direkt an der Straße lag und einen großen Garten besaß. Drinnen gab es drei Schlafzimmer, eins für jeden von ihnen, und mehr brauchten sie auch nicht. Von seinem Fenster aus konnte er nachts das gasbeleuchtete Zauberland von Brisbane sehen und von der großen Welt da draußen träumen.

Das Haus nebenan besaß zwei Stockwerke und einen Balkon, von dem man sicher einen herrlichen Ausblick hatte. Dort lebten Dr. und Mrs. Thurlwell, wichtige Leute, die es nicht für nötig befanden, mit den Beckmans zu sprechen. Sie blieben auf ihrer Seite des Zauns und empfangen laut Zeitungsberichten die feine Gesellschaft von Brisbane – angeblich sogar den Gouverneur, obwohl Ben ihn noch nie dort entdeckt hatte.

Die Thurlwells nannten ihr Anwesen Somerset House, und Ben kannte jeden Winkel ihres Grundstücks. Seit Jahren schon schlich er regelmäßig über die Klippen und kroch durch ihre Hecke, um in den bunten Garten mit den majestätischen Kiefern und rauschenden Palmen zu gelangen. Rasen und Büsche waren sorgfältig gepflegt, und von Blumenbeeten gesäumte Wege zogen sich von der Seite des Hauses hinunter. Der Vorgarten wirkte noch exotischer, besonders dann, wenn die großen Feuerbäume in voller Blüte standen. Im Schatten des üppi- gen Grüns konnte Ben die Kutschen und offenen Wagen beob-

achten, die über den knirschenden Kies der langen Auffahrt zum Vordereingang rollten. Uniformierte Dienstboten öffneten die Tür und verbeugten sich vor den Spitzen der Gesellschaft. Er staunte beim Anblick dieses Schauspiels und der schönen Menschen, die in diesem Haus lebten. Auf der Seite, die den Klippen zugewandt lag, gab es eine elegante Veranda, auf der Damen in blendend weißen Kleidern und gutangezogene Herren frische Luft schnappten und lässig auf bequemen Sesseln und Sofas ruhten.

Manchmal erwischten ihn die Gärtner und jagten ihn davon, doch sie wussten, dass er nebenan wohnte, und regten sich nicht weiter auf.

Ben seufzte und kickte ein paar Steine über den Klippenrand. Somerset House war sein Lieblingsort, gleich nach den Docks. Wenn er zur See fuhr, würde er es bestimmt vermissen, ebenso wie Phoebe, die Tochter der Thurlwells. Natürlich hatte er noch nie mit ihr gesprochen, und sie wusste auch nicht, dass er sich in ihrem Garten verbarg.

Ihm kam es vor, als sei sie schon immer dort gewesen und habe sich von Puppenspiel und Teegeschrir über das Bücherlesen bis hin zu den Besuchen anderer Mädchen entwickelt. Aber keines von ihnen war so hübsch wie Phoebe. Sie sah selbst aus wie eine Puppe in den fließenden Sommerkleidern und mit den langen, blonden Zöpfen, deren Schleifen immer farblich zu den Schärpen um ihre Taille passten. Ben begegnete auf den Docks vielen frechen Mädchen mit scharfen Augen und weinerlichen Stimmen und empfand ihre Gesellschaft nicht anders als die der Jungen. Sie konnten klauen und kämpfen und davonrennen, wenn es sein musste. Nein, an sich bereitete ihm die Sache mit den Mädchen kein Kopfzerbrechen – schließlich lebte er mit zwei Frauen zusammen –, doch diese Miss Phoebe war etwas anderes. Ben ärgerte sich, weil er beim Anblick eines albernen Mäd-

chen tatsächlich weiche Knie bekam und so schüchtern wurde, dass er sich nicht traute, sie anzusprechen.

Manchmal war sie unartig und wagte sich hinaus auf die Klippen. Die Hausmädchen stürzten sich dann auf sie, rissen sie zurück und drohten, es ihrer Mutter zu sagen. In solchen Augenblicken empfand sich Ben als Phoebes Beschützer und malte sich diese Situation aus: Wenn sie jemals auf den Klippen in Gefahr geraten sollte, würde er Phoebe retten, sich mutig nach vorn werfen, und sie in Sicherheit bringen. Dann fragte sie ihn dankbar nach seinem Namen. Ben Beckman von nebenan, antwortete er. Sie würde es ihrer Mutter erzählen, die ihn hocherfreut zu einem kühlen Getränk in das weiße Haus einlud, doch Ben würde respektvoll ablehnen. Er kannte seinen Platz, und es reichte vollkommen, ein Held zu sein ...

Diamond rief ihn. Er drehte sich um und wollte vom Vorsprung nach oben klettern. Als er nach einem Grasbüschel griff, sah er die Schlange. Wie lange sie wohl schon dort gelauert hatte, genau über seinem Kopf, zusammengerollt auf dem warmen Felsen und in die Betrachtung seines Hinterkopfes versunken? Er fragte sich, ob die Schlange so fair war, ihn nicht von hinten anzugreifen, weil sie dem Feind ins Gesicht sehen wollte. Eines stand jedenfalls fest: Dieses Kriechtier mit dem gelben Bauch verhiess nichts Gutes!

Ben verharrte regungslos, die rechte Hand um das Grasbüschel geklammert, die Füße auf dem Vorsprung, und dachte krampfhaft nach. Soweit er sich erinnern konnte, verhiess eine Taipan-Schlange – und um so eine handelte es sich zweifellos – niemals etwas Gutes. Die metallisch schimmernde, gelb-schwarze Haut und der große, gebeugte Kopf mit der gespaltenen Zunge befanden sich nur wenige Fuß von Bens Gesicht entfernt.

Plötzlich rollte sie ein Stück ihres glänzenden Körpers aus, als

wolle sie ihn ablenken. Die Knopfaugen starrten weiterhin die Beute an.

Bens Arm wurde langsam steif. Bald musste er das Grasbüschel loslassen, doch diese machtvollen Augen forderten seine ganze Aufmerksamkeit. Vielleicht wollte sie ihn hypnotisieren und an der Flucht hindern. Einen fragwürdigen Ausweg gab es nämlich. Er konnte sich nach hinten werfen und auf gut Glück von der Klippe fallen lassen. Wahrscheinlich würde er sich dabei den Hals und sämtliche Knochen brechen, was vermutlich noch schlimmer war als ein Schlangenbiss.

Wo steckte bloß seine Mutter? Sie hatte ihn gerufen. Warum kam sie dann nicht, um ihn zu suchen? Diamond besaß ein Gewehr, mit dem sie dieses Biest erschießen konnte, das sich langsam vor seinen Augen hin und her wiegte, als lausche es in aller Ruhe seinen Gedanken. Das Tier provozierte ihn noch immer mit der flinken Zunge und drohte mit einem Angriff.

Aus einem Baum schoss ein kleiner Honigkuckuck davon. Ohne den Blick abzuwenden, konnte Ben den Baum hinter der Schlange sehen. Ein großes, altes Exemplar mit ausladenden Ästen, das auf dem Grundstück der Thurlwells stand und bis hinüber in seinen eigenen Garten ragte. Er hatte den Baum oft als Abkürzung auf dem Weg nach Hause benutzt. Ben fragte sich, wodurch der Vogel aufgeschreckt worden war, und entdeckte dann zwischen den Ästen das Mädchen von nebenan in seinem weißen Rüschenkleid. Sie sah ihn an. Er wagte nicht, sie zu rufen. Während er an der Klippe hing, stieg Ärger in ihm auf. Phoebe saß in aller Ruhe auf ihrem Baum. Allerdings war das knorrige Ding auch kein allzu schwieriges Hindernis für ein Mädchen.

Verzweifelt lenkte er seine Gedanken wieder auf die Schlange. Er hatte inzwischen begriffen, dass sie ihn lähmen wollte, so wie Katzen es mit kleinen Vögeln taten, die sie derart in Schre-

cken versetzten, dass sie einfach nicht mehr davonfliegen konnten. Wenn er sich nicht bald bewegte und versuchte, diesen Kopf beiseitezustoßen, würde er zu steif sein, um auch nur einen Finger zu rühren. Das dumme Mädchen dort hinten kletterte den Baum noch weiter hoch und bewegte sich schrittweise auf die überhängenden Äste zu. Sie wollte tatsächlich über die Mauer!

Wenn sie das tat, würde er sie umbringen. Das hieß, wenn er lange genug lebte, denn sie schreckte bestimmt die Schlange auf, die ihn dann sofort beißen würde. Versteinert beobachtete Ben, wie sich das Mädchen auf einen niedrigeren Ast fallen ließ und über der Mauer baumelte. Die Rüschen ihres Kleides hatten sich in einem Zweig verfangen, so dass man ihren Hosenboden sehen konnte. Plötzlich ließ sie sich ins Gras herunterfallen und verschwand.

Die Schlange wiegte sich noch immer vor seiner Nase und schien es überhaupt nicht eilig zu haben. Bens Blick wurde glasig, der Hintergrund verschwamm. Er wünschte sich, die Augen zu schließen, aber das konnte die Schlange als Signal zum Angriff auffassen. Also riss er die Augen wieder auf, fest entschlossen, weiter Widerstand zu leisten. Vielleicht klappte es. Vielleicht auch nicht. Da entdeckte er Diamond über sich, die scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war. Ben hatte sie nicht kommen sehen, sie war einfach da, seine wunderbare Mum. Sie trug einen langen, schwarzen Rock, der ihre nackten Füße streifte.

Ha!, dachte er bei sich. So, Mrs. Schlange, jetzt haben Sie ein Problem. Meine Mum wird Sie totschießen!

Ben wappnete sich für den Schuss, bevor er bemerkte, dass Diamond ihr Gewehr überhaupt nicht bei sich trug. Er hatte gehofft, dass Phoebe seine missliche Lage entdeckt und Hilfe geholt hatte, doch das schien wohl nicht der Fall zu sein. Zweifel-

los war sie nach Hause gerannt zu ihrem blöden Spielzeug und hatte ihn seinem Schicksal überlassen.

Anstatt das Gewehr zu holen, ließ sich Diamond im Schneidersitz hinter der Schlange nieder. Entsetzt wollte Ben ihr zurufen, sie solle verschwinden, weil sie nun selber in Gefahr war. Doch seine Mum legte stumm den Finger an die Lippen. Ben schossen die Tränen in die Augen, als er begriff, dass sie die Aufmerksamkeit der Schlange von ihm ablenken wollte.

Dann begann sie mit tiefer Stimme zu singen, ein seltsam monotones Lied, dessen gemurmelte Worte sich ständig wiederholten. Sie presste die Handflächen an den Boden, als wolle sie der schrecklichen Schlange beweisen, dass sie keine Waffe trug. Ben war wütend: Wie konnte sie nur so dumm sein. Sie durfte nicht sterben, er liebte sie doch. Mum und Oma waren das ganze Leben für ihn. Diamonds Gesang glitt hinüber in den Rhythmus eines Schlafliedes. Die verfluchte Schlange streckte sich, wiegte sich stärker, während sie böse züngelte und zwischen den beiden Menschen hin und her schwang. Sie will sehen, wen von uns sie besser erwischen kann, dachte Ben in Panik.

Die dunklen Augen seiner Mutter lenkten die Schlange allmählich von ihm weg. Ihr Gesicht trug einen so lieblichen Ausdruck, dass Ben tief betroffen war. Sie hätte einen großen Stock nehmen und das Biest verprügeln sollen, stattdessen gab sie sich der Taipan preis. Ben löste seine Hand von dem Grasbüschel und zog sie ganz langsam weg, während die Schlange seiner Mutter lauschte. Die Windungen ihres Körpers glitten allmählich von ihm weg, der Kopf wandte sich in Diamonds Richtung. Sie sang weiter, sah zu, wie die Zunge verschwand und die Schlange sich verführerisch vor ihr wiegte, als wolle sie für sie tanzen.

Diamond war nun die lächelnde Zuschauerin und beobachtete die tanzende Schlange, bis sich diese langsam zurückzog. Ben kam es wie eine Ewigkeit vor.

Erleichtert kletterte er die Klippe hinauf. »Schnell, Mum! Töte sie, bevor sie verschwindet!«

»Nein«, gab sie zurück. »Sie lebt hier. Ich habe sie oft gesehen. Es ist ihr Zuhause. Du hast sie erschreckt.«

»Aber sie hätte mich gebissen und umgebracht.«

»Möglich. Nächstes Mal bist du vorsichtiger. Ich habe dir gesagt, du sollst nicht auf den Klippen herumklettern. In den Höhlen unter dem Rand leben viele kleine Tiere und Vögel. Du machst ihnen angst.«

Oma kam mit wehenden Röcken angelaufen und nahm ihn stürmisch in die Arme. »Das kleine Mädchen hatte solche Angst! Sie hat die Schlange gesehen und kam weinend zu uns. Geht es dir gut, mein Junge? Ach, Diamond, der Ärmste, bring ihn ins Haus!«

»Wo ist sie?«, fragte Ben. »Das Mädchen, meine ich.«

»Nach Hause gegangen. Sie schämte sich für das zerrissene Kleid. Ich wollte es nähen, damit es keiner merkt, aber sie ist einfach zum Tor hinausgelaufen. Ich glaube, Miss Phoebe mag unseren kleinen Ben.«

»Pah!«, sagte er wegwerfend. »Ich bin nicht euer kleiner Ben, und das Mädchen mag sowieso niemand.« Trotzdem überraschte es ihn, dass Oma ihren Namen kannte.

Wie peinlich, dass *sie ihn* gerettet hatte! Das zerstörte seine Tagträume, in denen er sich als ihr Beschützer sah. Sie musste ihn für einen echten Trottel halten.

Während der nächsten Wochen änderte sich Bens Meinung jedoch. Phoebe war immerhin schlau genug gewesen, Hilfe zu holen, ohne die Schlange aufzuscheuchen. Jetzt stand er in ihrer Schuld. Verdankte ihr wahrscheinlich sein Leben. Eines Tages würde er da sein, wenn sie ihn brauchte, würde sie retten. Ein Piratenkapitän, der Lady Phoebe von einem sinkenden Schiff holt ...

Die Damen zeigten sich von Lalla Thurlwells »langem Zimmer« verzaubert. Wie sie ihnen erklärte, hatte sie zunächst nicht gewusst, was sie mit diesem Raum anfangen sollte, da Somerset House bereits ein Empfangszimmer und einen Salon besaß.

»Man konnte es kaum als Wohnzimmer benutzen, weil es zu groß ist. Es zieht sich über die gesamte Breite des Hauses, und wegen der davorliegenden Veranda ist es auch nicht sonnig. Die großen Glastüren zum Fluss hinaus erinnerten mich an ein Treibhaus, und deshalb habe ich mich entschieden, den Raum auch dementsprechend einzurichten.«

Mrs. Sutcliffe, die Frau des Parlamentssprecher war begeistert. »Einfach perfekt. Diese himmlischen weißen Rattanmöbel inmitten der herrlichen Topfpflanzen und diese Palmen. Ich würde es als Studie in Grün und Weiß bezeichnen. Und so wunderbar kühl. Ich muss Ihnen wirklich gratulieren, Mrs. Thurlwell.« Lalla strahlte. »Vielen Dank. Da ich Sie kaum bitten konnte, den Tee mit mir im Treibhaus einzunehmen, habe ich den Raum das »lange Zimmer« getauft.«

Auch Mrs. Buchanan war hingerissen. »Die wunderbaren Teppiche und die kleinen Statuen sind das Tüpfelchen auf dem i, Mrs. Thurlwell. Darf ich so unverschämt sein zu fragen, woher Sie die ganzen Möbel haben? Sie wirken so robust und geräumig.«

Ihre Mutter, die berühmte Belle Foster, eine der wichtigsten Gastgeberinnen von Brisbane, sah sie missbilligend an. »Clara! Sei nicht so unhöflich. Wie du selbst gesagt hast, ist diese Frage unverschämt.«

»Ich dachte doch nur ...«, Clara schrumpfte förmlich in sich zusammen, »... wir könnten mit meinem Mann sprechen, bevor wir wieder aufs Land fahren. Wir brauchen neue Möbel, und die Entscheidung fällt mir schwer. Sie müssen die Hitze vertragen können.«

»Das tun sie«, meinte Lalla freundlich. »Ich werde Ihnen die Kataloge zuschicken. Wir haben die Stühle, Tische und Regale aus Hongkong kommen lassen.« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Allerdings bekam William bei der Lieferung einen Schock.«

»Wieso? Wegen der Rechnung?«, dröhnte Mrs. Foster.

Lalla kicherte. »O nein! Die Kosten spielten keine Rolle. Er war höchst beeindruckt von der Ware, vor allem von diesen geschwungenen Lehnssesseln. Als er dann hörte, dass ich sie alle weiß anstreichen wollte ... na ja, Sie können es sich vorstellen! Doch ich sagte ihm, er solle mir einfach vertrauen, und machte mich an die Arbeit. Inzwischen hat er sich daran gewöhnt.«

Mrs. Foster sah sich um. »Gefällt mir. Das langweilige Bambusrohr hätte einfach nicht dieselbe Wirkung.«

Die Frauen drehten sich um, als Dr. Thurlwell in der Tür erschien. Lalla schwebte zu ihm hinüber. Ihre bestickte, seidene Schleppe raschelte leise über den polierten Fußboden. »Meine Liebe.« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Du siehst wunderbar aus.«

Die Gäste seufzten beim Anblick dieses galanten Ehemanns. Lalla sah wirklich hinreißend aus. Aus dem dichten, blonden Haar, das sie seitlich zu zwei Rollen aufgesteckt trug, fielen neckische Strähnen hinab, wodurch ihr gutgeschnittenes Gesicht weicher wirkte. Das weiße, figurbetonte Teekleid war ein Traum. Ein teurer Traum, wie alle insgeheim konstatierten, der von einer Smaragdbrosche am Spitzenkragen gekrönt wurde. Sie hatten gehört, dass sich diese Frau passend zu den Farben ihrer Empfangsräume kleidete, und hier war nun der endgültige Beweis.

»Die Damen wollten gerade gehen«, sagte sie zu ihrem Mann. Er wirkte enttäuscht. »So ein Pech, auf die Gesellschaft drei charmanter Damen verzichten zu müssen, aber die Pflicht rief. Ich hoffe, Sie haben einen erfreulichen Nachmittag verbracht.«

»Allerdings, Doktor. Der Tee war exzellent«, sprudelte Mrs. Sutcliffe hervor.

Mrs. Foster, eine üppige, hochgewachsene Frau, ergriff die Gelegenheit, ihr eins auszuwischen. Das Amt des Parlamentsprechers von Mrs. Sutcliffe beeindruckte sie überhaupt nicht. In Mrs. Fosters Augen waren Politiker die Diener des Volkes und sollten auch dementsprechend behandelt werden. »Weniger hätte ich von Mrs. Thurlwell auch nicht erwartet!«

Als das Mädchen die Gäste zur Haustür begleitete, stieß William seine Frau an. »Hat es geklappt?«

Lalla lächelte zuversichtlich. »Natürlich. Biddy, wo ist Phoebe?«, rief sie einem anderen Hausmädchen zu. »Ich möchte, dass sie sich von den Damen verabschiedet.«

»Ich kann sie nicht finden, Ma'am. Wir haben schon überall nach ihr gesucht.«

»Dann such noch einmal!«, zischte Lalla und segelte hinüber in die weißgeflieste Eingangshalle.

Vor der Tür warteten zwei leichte Kutschen auf die Besucherinnen. Lalla plauderte, während sie innerlich vor Wut kochte. Wo war diese Göre? Sie hatte ihrer Tochter zwar befohlen, sich während der Teezeit nicht blicken zu lassen, sie sollte sich bereithalten, um den Damen auf Wiedersehen zu sagen. Typisch Phoebe, genau dann zu verschwinden, wenn man sie brauchte. Der Himmel mochte wissen, warum er sie mit einer Tochter gestraft hatte, die nicht nur lispelte und völlig unscheinbar aussah, sondern auch noch trotzig und schwierig war, und ihrer Mutter andauernd widersprach ...

»Du lieber Gott!«, stieß Mrs. Foster hervor, als Phoebe über den Rasen vor dem Haus auf sie zukam.

Lalla erstarrte. Sie war von Sauberkeit und Ordnung wie besessen. In ihrem Haus hatte alles seinen Platz und durfte keinen Zentimeter verrückt werden. Die Kleidung ihrer Familie

musste makellos, perfekt sauber, ohne lose Fäden oder Knöpfe sein.

Und nun dieser Auftritt! In Phoebes Haar fehlte eine Schleife, und der Zopf hatte sich gelöst. Ihr Kleid war zerrissen, ein Ärmel hing herunter, und eine Rüsche vom Saum schleifte lose über den Boden.

»Hallo!«, grüßte sie fröhlich und ging automatisch auf Mrs. Foster zu, die am wichtigsten wirkte. »Hatten Sie einen schönen Tag?«

»Danke der Nachfrage. Was ist denn mit dir passiert, Kind? Bist du vom Baum gefallen?«

Phoebe grinste übers ganze Gesicht. »Ssstimmt. Woher wissen Sie das?«

»So etwas kommt vor.« Mrs. Foster zuckte die Achseln und stieg in die erste Kutsche. »In Zukunft solltest du die Äste prüfen, Kind. Denk dran.«

Lalla stand mit einem gezwungenen Lächeln neben ihrer unglückseligen Tochter, bis die Gäste verschwunden waren. Dann wandte sie sich an Phoebe. »Was ist passiert?«

»Ich bin vom Baum gefallen.«

»Ich habe dir gesagt, Damen klettern nicht auf Bäume!«

»Ja, aber –«

Lalla schüttelte sie. »Dein Aber interessiert mich nicht. Und was hast du in diesem Aufzug draußen vor dem Tor gemacht?«

»Ich war nebenan. Ich habe den Nachbarjungen gesehen und es war –«

»Wie bitte? Du bist nach nebenan gegangen?« Seit die Thurlwells Somerset House bezogen hatten, weigerten sie sich, ihre Nachbarn zur Kenntnis zu nehmen. Tatsächlich hatte William bereits des Öfteren versucht, den Besitz am Ende des Point zu erwerben, doch die Deutsche, die dort lebte, hatte einen Verkauf strikt abgelehnt. So stand noch immer dieses unpassende, bäuerliche Cottage neben dem Herrenhaus der Thurlwells.

»Ich musste es tun«, verteidigte sich Phoebe, woraufhin Lalla ihr einen wütenden Schlag ins Gesicht versetzte.

»Rein mit dir, du missratenes Ding. Bidy! Bade sie gründlich, damit sie wieder wie ein Mensch aussieht. Ich werde mich noch um sie kümmern.« Sie sah, wie ihr Mann die Stirn runzelte. »Warum schaust du mich so an? Willst du etwa, dass sie sich mit denen trifft? Willst du das?«

»Nein, natürlich nicht«, lenkte er ein. William fühlte sich seiner Frau bei Auseinandersetzungen einfach nicht gewachsen. Sie war schlank und anmutig. Ihre Zartheit betonte sie mit den Pastellfarben und kostbaren Stoffen ihrer Kleider. Obwohl er sie liebte und bewunderte, überraschte es ihn doch immer wieder, wie aggressiv sie beim geringsten Widerspruch reagieren konnte. Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, Lalla einfach ihren Willen zu lassen, statt ihren verbalen Zorn auf sich zu ziehen. Zurzeit standen wichtigere Fragen auf dem Spiel. William war ein überzeugter Gegner der Föderation. Seine Vorfahren gehörten zu den Pionieren der großen Viehauftriebe im Nordwesten von Queensland. Nun wollte ein Haufen Reformer alle australischen Staaten zu einem Commonwealth zusammenschließen, eine Entwicklung, die den Thurlwells und ihren Freunden nur Machtverluste und höhere Steuern einbringen würde. Eine Bundesregierung konnte nicht von Luft allein leben. Woher also sollte das Geld kommen, wenn nicht aus den Taschen der Leute, die bereits die Staatsregierungen unterstützten? William hielt die ganze Sache für albern und war froh, dass auch Lalla mit gewohnter Energie den Kampf aufgenommen hatte.

»Was hat Mrs. Foster gesagt?«, fragte er.

»Sie ließ sich leicht überzeugen, da sie Politiker ohnehin nicht ausstehen kann. Beim Gedanken an einen weiteren Haufen dieser Spezies geriet sie in Wut. Sie wird unsere Bewegung mit Freuden unterstützen – auch in finanzieller Hinsicht, wie ich glaube.«